Magische Kräfte : das Künden, ein unheilvolles Zeichen

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Werdenberger Jahrbuch : Beiträge zu Geschichte und Kultur der Gemeinden Wartau, Sevelen, Buchs, Grabs, Gams und Sennwald**

Band (Jahr): **26 (2013)**

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Das Künden, ein unheilvolles Zeichen

Sagen und Legenden sind oft unsere einzige Brücke zu Epochen, von denen uns dichte Nebel trennen. Doch Menschen haben schon in vergangenen Zeiten Antworten auf Fragen zu geben versucht, die wir heute erst wieder finden müssen. Es ist eine besondere Ironie, dass erst moderne Forschungsmethoden wissenschaftliche Auseinandersetzungen nach sich ziehen, während eben diese moderne Wissenschaft zu Recht die Beweisbarkeit zu ihrem obersten Grundsatz erklärt und stets fordert, dass nicht sein kann, was nicht sein darf. Aussersinnliche Wahrnehmungen und die Existenz solcher Phänomene werden heute durch die Parapsychologie untersucht, einem Forschungszweig, der sich mit diesen angeblichen Wirksamkeiten und ihren Ursachen befasst. Eine Mehrheit der Wissenschaftler jedoch sieht die Existenz übersinnlicher Ausnahmeerscheinungen als unbewiesen an und bezeichnet denn auch die Parapsychologie als Pseudowissenschaft, die den Ansprüchen an die echten Wissenschaften nicht zu genügen vermag.

Todeskünden

Erschreckte im Dunkel der Frühlingsabende etwa der als «Komm mit!» gedeutete Kuwitt-Ruf des weiblichen Waldkauzes die abergläubischen Leute, so hiess es, in dem Haus, das der Totenvogel umkreiste, müsse jemand sterben. Und dass fromme Menschen, die auswärts in Todesnot geraten, mit einem letzten Gedanken an die Lieben daheim ihr Sterben über jede Entfernung künden können, das weiss man auch im Werdenberg. Einmal ist es ein Gegenstand, der von der Wand zu Boden fällt, ein anderes Mal wird mit unsichtbarer Hand an die Küchentür geklopft. Dieses «Künden», das sich auch im Zerspringen von Gläsern und Spiegeln oder im Stehenbleiben intakter und aufgezogener Uhren im Augenblick des Todes oder der Todesgefahr von nahe stehenden Menschen äussert, ist eine Erscheinung übersinnlicher Art. Soweit es sich nicht um ein rein zufälliges Zusammentreffen der Ereignisse handelt, muss an eine besondere Form der Geisterwahrnehmung gedacht werden, die jedoch mit allgemein gültigen Naturgesetzen nicht erklärbar ist.

Gabathuler 1938, S. 212; Kessler 1991, S. 50; Kästli 1983, S. 92.

• Das Sterben gekündet

Bei *s Baggis* im Büel war es die Wanduhr, die – obwohl kurz zuvor neu aufgezogen – unversehens stehenblieb. Niemand konnte sich vorerst erklären, weshalb ihr Gang ausgesetzt hatte. Den Zeigerstand aber hatte man sich für alle Fälle fest eingeprägt, und es stellte sich dann heraus, dass er auf die Minute genau dem Zeitpunkt entsprach, an dem der Vater während seiner Arbeit fern der Heimat tödlich verunglückt war.

Kessler 1991, S. 25, Neufassung 2012, S. 6.

Kapitelüberblick

- **Das Sterben gekündet** (Gams). Eine Uhr kündet den Tod des Vaters.
- **Todeskünden** (Wartau). Eine Elster und die Gewichtssteine der Uhr künden den Tod des Sohnes.
- **Tod im fernen Preussen** (Wartau). Eine auf- und zugehende Tür kündet den Tod der Tochter.
- **Meuchelmord in der Mühle von Azmoos** (Wartau). Ein Krachen im Kirchengebälk kündet die Mordtat an einer Frau.
- **Holz reisten, eine gefährliche Arbeit** (Wartau). Das Auf- und Zuschlagen eines Fensterladens kündet ein Unglück beim Holzen.
- **Das zerbrochene Stundenglas** (Wartau). Die Sanduhr kündet dem Gretschinser Pfarrer den nahen Tod.

Zur Abbildung am Textanfang: Der Waldkauz als Nachtvogel galt seit alters her als unglück- und todbringendes Vorzeichen, da der Kuwitt-Ruf des Weibchens an «Komm mit!» erinnert, was als Aufforderung dunkler Mächte verstanden wurde. Public-Domain-Bild

In einem Haus im Büel in Gams war es die plötzlich stehen gebliebene Wanduhr, die den Tod des Vaters fern der Heimat kündete.
Foto Hans Jakob Reich, Salez

• Todeskünden

Im Töbeli in Gretschins lebte ein Wagner mit seiner Frau und zwei Kindern, dem Teabis und seiner Schwester Zeija. Der Familie ging es gut, denn der Vater verstand sein Handwerk, und das Vieh und die Weiden, der Acker und die Reben wurden durch die Frau und die Jungen *uffka*^{n} *un ggwärchat* – bestens besorgt. Als der Junge zwanzig Jahre alt geworden war, *sinn am d Täg pschtännig z lang gsi*^{n} *mit der Arbat* – da schienen ihm die Tage ständig zu lang; er langweilte sich besonders im Winter. Das plagte ihn, und eines Abends sagte er zum Vater: «Sieh Vater und zürne mir nicht, aber ich muss es dir sagen, wie es ist: Mir ist es zu Hause verleidet. Ich würde gerne arbeiten und etwas verdienen. Aber wenn ich schon nachmittags um zwei Uhr Feierabend habe, ist es mir viel zu früh. *I lu*^{n} *mi a*^{n}*wärba-n un gu*^{n} *in ds Hollänisch ai* – ich möchte mich in Holland als Soldat anwerben lassen. Der Leart im Stutz, der Tardi von Malans und der Hei^{n}eri im Tobel gehen auch. Einige Walser und ein paar Seveler haben ebenfalls Handgeld genommen.» Der Vater entgegnete, dass er ihn schon verstehe, er hätte zwar Platz genug zu Hause, und Arbeit würde es bald auch genug geben: *«I bi*^{n} *numma jung un d Muoter zaamat o affa.»* Er und die Mutter seien nicht mehr die jüngsten. Die Zeija heirate demnächst, dann hätte er Arbeit zur Genüge, *o wänn er no aini in ds Huis bringi* – auch wenn er selber eine Frau heirate. Er könne aber machen, was er wolle, nur Vorwürfe dürfe er ihm keine machen, *wänn s ötscha söt fääla* – wenn die Sache schiefgehen sollte, denn es kämen halt nicht mehr alle heim. *«Wänn s dr Gotts Willa ischt, stärban di Junga, wänn s ischt un wo s ischt, un di Alta, dia muossan»* – wenn es Gottes Wille sei, stürben die Jungen, wo und wann es sei, und die Alten, die müssten», entgegnete der Teabis.

Die angehenden Kriegsleute zogen fort und berichteten nach einem Jahr, es gehe ihnen gut, sie seien zufrieden, und nur die beiden Zindel ab Matug seien umgekommen. – Eines Abends aber *verfüert an Tschiwigg* – ein Waldkauz – *im Lärchwald under Paleza an schüttliga Lärma* – ein Waldkauz vollführte im nahen Lärchenwald einen fürchterlichen Lärm. Im Töbili fragte der Wagner seine Frau: «Wer ist krank im Dorf, *dr Tschiwigg tuot hinacht wia lätz* – der Kauz lärmt heute wie wild?»

Pumm! – fällt der Gewichtsstein der Uhr ins Gehäuse. Das Pendel schwingt noch eine Weile, immer kürzer und steht schliesslich still. «Das ist der Teabis», jammert die Mutter, weiss wie der Tod, steht auf und betet: «Unser Teabis ist gestorben! Gott habe ihn selig, Amen.» – Tags darauf gingen die Mutter und die Tochter in schwarzen Schürzen[1] zur Arbeit. «Was habt ihr?», fragte der Nachbar. «Der Teabis ist gestorben! Gestern Abend hat er sich gekündet.»

Gabathuler 1938, S. 212ff.

1 Zum Zeichen der Trauer trugen die nächsten Verwandten schwarze Schürzen.

• Tod im fernen Preussen

Anno 1712, nicht einmal hundert Jahre nach der letzten Pest, gab es in Wartau schon wieder zu viele Leute. *Do sinn mitanander an Schübel ins Prüssisch ussi* – da wanderte eine grössere Gruppe Wartauer nach Preussen aus, wo kurz vorher ebenfalls die Pest unter den Leuten aufgeräumt hatte. Der Landesherr hatte ihnen eine neue Heimat versprochen und hielt dies auch ein. Aber der Weg dort hinaus war weit, durch fremde Länder und Völker, und für Leute, die nichts wussten von Betteln und von Stehlen, war die Reise mit grossen Strapazen verbunden, so gross, dass ihnen da und dort jemand erlag, ohne die neue Heimat je gesehen zu haben.[2]

Da war auch ein junges Paar dabei, *dr Tuuni und ds Greatli.* Sie waren eins geworden, dass sie ebenfalls auswandern wollten, obwohl sie daheim genügend Platz gehabt hätten. Sie hätten aber mit Heiraten noch zuwarten müssen, bis des Tuunis Schwester geheiratet hätte: *Drei Rögg in der Chuchi sinn halt eba zvil, mängmol hänn jo nid amol zwea^{n} Platz* – drei Frauen in einer Küche, das wären zu viele, da dort oft nicht einmal für zwei genug Platz sei!

Die Alten wollten das junge Paar nicht ziehen lassen. Wenn man früher habe auswandern müssen, dann sei man dem Winter entflohen und habe nach der Sonne getrachtet. Dort draussen in Ostpreussen aber käme die Sonne an den kürzesten Tagen *nu a Wili ga güggla* – nur eine kurze Zeit zum Vorschein und ginge gleich wieder, sie würden in den Winter fliehen. Aller Zuspruch – *alls Guot-maina* – nützte jedoch nichts; die zwei heirateten und zogen mit den andern los.

Beinahe hätten sie ihr Reiseziel erreicht, und nur noch drei Tagesmärsche fehlten, als das Greatli am Lungenstich erkrankte und am zehnten Tag *uf Gälta-n ertschlofa isch* – der Krankheit erlag. Eben an diesem Morgen sassen die beiden Alten mit ihren Buben am Tisch beim Morgenessen. *Jetz goot d Stüplitür off, ischt an Oogabligg off und goot wider zuo vun am sälber, dänn nohamol un ischt wider zuo* – die Stubentür geht plötzlich auf, bleibt einen Augenblick offen und schliesst sich wieder wie von selbst. Kein Lufthauch ist zu spüren. Dann geht die Tür zum dritten Mal auf und bleibt offen. Die Leute staunen und schauen sprachlos durch die leere Türöffnung in den Gang hinaus. Jetzt aber steht der Vater auf und beginnt zu beten: «Behüt uns der Herrgott vor dem Tod in der Fremde! Unser Greatli ist gestorben. Gott habe es selig! Amen! Jetzt ist der Tuuni schon wieder allein.»

Und die Mutter erzählt: «Als ich gestern im Rebberg die Schösslinge aufgebunden habe, war mir immer, als ob mir jemand wie ein Schatten folgen würde. Aber wenn ich mich umsah, konnte ich nichts und niemanden erblicken. So sei es! Es ist Gottes Wille.»

Als der Vater das Vieh gefüttert hatte, zog er sich das Sonntagskleid an und begab sich zum Pfarrer: «Herr Pfarrer, ich wollte Ihnen nur mitteilen, dass heute Morgen um sechs Uhr unser Greatli verstorben ist. *Sinn sa guot un toan s am Sunntig verchünna* – Seid so gut und teilt das am Sonntag in der Kirche der Gemeinde mit.» Der Pfarrer staunte, sann nach und sagte dann, wie das denn komme, und wer ihm die böse Nachricht überbracht habe, das könne doch gar nicht sein. «Eben doch, Herr Pfarrer, es hat sich gekündet – heute Morgen um sechs Uhr.»

Gabathuler 1938, S. 212ff.

Der Dorfkern von Fontnas mit dem Weinberg Munt. Die von selbst aufgehende Stubentür und ein geheimnisvoller Schatten kündeten den Tod der Tochter auf dem Weg ins ferne Preussen. Foto Hansjakob Gabathuler, Buchs

• Meuchelmord in der Mühle von Azmoos

Im März des Jahres 1809 sollte in der Azmooser Mühle Hochzeit gefeiert werden zwischen dem *Müli-Leart un dr Orschla Ruoschi* aus Sevelen. Als alles vorbereitet war, verstarb in der Nachbarschaft eine Frau, so dass der Vater des Bräutigams meinte: «*Das lid i nid* – das kommt nicht gut heraus –, wenn sich Brautkranz und Bahrtuch begegnen. Ihr sagt dem Pfarrer hier ab und fragt jenen in Mastrils, *öb er-n-i zsämma gi^{n} well* – ob er euch trauen würde. Dann geht ihr mit den Trauzeugen am Morgen fort. *Bis an ds Faar am Schollberig juss nünnt ma Waga-n un Ross, dänn gun er z Fuoss über d Schtaig* – bis zur Fähre am Schollberg nehmt ihr Wa-

Gretschins, die Wirkungsstätte von Pfarrer Herkules Tschudi von 1629 bis 1671, dem das zerbrochene Stundenglas die letzte Stunde anzeigte. Foto Hans Jakob Reich, Salez

gen und Pferd, dann geht ihr zu Fuss über die Luziensteig – und über die untere Zollbrücke zur Kirche. Nach der Trauung ladet ihr den Pfarrer zu einem rechten Mittagessen ein. Am Nachmittag wird man euch mit dem Fuhrwerk abholen und zum Brautmahl zur Mühle zurückbringen.» So wurde es dann auch gemacht.[3]

Als der Leart mit seiner Braut und den Trauzeugen am Hochzeitsmorgen auf die Fähre am Trüebbach stieg, fuhr auch ein runzliges altes Männchen in grasgrünen Hosen und einer gelben Jacke mit ihnen über den Rhein. Der Leart und seine Leute hatten es gar lustig über *dä Rangg, wo der Vatter a^{n}zettlat hät* – über den Plan des Vaters –, der schliesslich auch alles bezahlte. Nur das Mannli machte stets ein Gesicht wie *en Ummihaisser* – ein Leichenbitter –, so dass der Trauzeuge zu ihm sagte: *«Sänna wia, lach a bitz mit is, sus verschteggt si no d Sunna* – lach doch auch mit uns, sonst versteckt sich noch die Sonne!» «Ja, ihr wisst eben nicht alles, das ist euer Glück. Was die Spinnerinnen in der Learos[4] vor Jahren gesponnen haben, bleibt gesponnen und geknüpft, *do helfen kai^{n} Rängg un kai^{n} Schlööf* – da helfen weder Pläne noch Schlingen!» Über diesen Spruch lachte alles; man neckte und hänselte das Mannli *un hät s uf der Mugg ka^{n}*. Noch bevor sie das andere Rheinufer erreicht hatten, war es so zornig geworden, dass es nach dem Aussteigen wie das böse Wetter durch die Erlen davonrannte. Dabei wünschte es ihnen allerhand: *an Schelm uff d Schtöar för a Sunntig* – sonntags einen Dieb im Haus; sie aber verstanden kaum die Hälfte; alle lachten *über das zornwüotig Possli* – diesen wütenden Knirps.

Sie hatten einen prächtigen Tag, die Stunden verflogen, und beim Brautmahl am Abend erzählte der Leart, was sie bei der Überfahrt erlebt hatten. Und wieder lachte alles darüber, nur der Vater nicht: *«An Schelm uf d Schtöar för a Sunntig? Jetz ggwaar di* – sieh dich vor! Das war das Tuufmannli[5] – *un iir hän s ertöbt* – ihr habt es verärgert!»

Der Leart und seine Frau führten miteinander das schönste Eheleben: kein Unglück, kein Unfriede und zwei prächtige Kinder – nichts von den Verwünschungen des Tuufmannlis und niemand dachte mehr daran. Am Ostersonntag des Jahres 1832 aber ging der Leart mit seinen Kindern zur Kirche zum Abendmahl; die Mutter hütete derweil die Mühle und las am

2 Zur Auswanderung von 1712 vgl. HEEB, HANS, *Als Saxer nach Ostpreussen auswanderten.* In: *Werdenberger Jahrbuch 2009*, 22. Jg., S. 240–255.

3 Wartauer liessen sich oft in Mastrils trauen.

4 Siehe dazu die Sage «Die Spinnerin in der Learos», S. 182 ff.

5 Siehe dazu die Sagen vom Tuufmannli, S. 105.

Fenster in der Bibel. Der Schuster, den sie gerade angestellt hatten, um das Schuhwerk wieder in Ordnung zu bringen, täuschte vor, dass er gleich krank werden würde und blieb deshalb im Bett liegen. Die Müllerin hatte ihm noch einen Krug mit Holundertee hingestellt, zum Schwitzen.

In der Kirche, während der Predigt, krachte es plötzlich im Gebälk des Dachstocks, so dass sich alles duckte und alle glaubten, die Decke falle herunter. Gleich aber war es wieder still, und nur ein feines Stäubchen schwebte aus den Nuten durch das Kirchenschiff herunter. Alles schaute sich gegenseitig an: «Wer muss sich so künden?»

Als der Müli-Leart nach Hause kam, lag die Orschla mit eingeschlagenem Kopf – noch lebend zwar – in ihrem Blut auf dem Boden neben der Truhe. Die aber war aufgebrochen und das Geld darin verschwunden. Mit seinem Hammer hatte der Schuster die Müllerin niedergeschlagen, das Geld gestohlen und war geflohen, wahrscheinlich weit über das Meer – *ma hät a nia überchu*^{n} – erwischt hat man ihn nie!

Gabathuler 1938, S. 212ff.

• Holz reisten, eine gefährliche Arbeit

In der Rüfi in Malans lebte der letzte Palfriser mit seiner Frau und seinem Sohn Piat, *vum Chamm-Joas no an Suu*^{n}*ma* – ein Abkömmling des Chamm-Joas – ein halber Riese. Der Junge *hät ds Hürota ob ka*^{n} – plante die Heirat – mit dem Anni, der Tochter des Hirten Hannis. Eines Morgens nach Neujahr sagte der Piat zu Vater und Mutter: «Heute gehen wir Holz reisten, denn alles liegt am Weg und die Bahn ist wie gewischt. Wir werden wohl früh Feierabend haben, denn wir sind unserer sechs. Dann rüsten wir zur Hochzeit, so dass die Mutter endlich zu einer Hilfe kommt.» «Ja», meinte der Alte, «tragt Sorge zu euch, denn das Reisten ist eine gefährliche Arbeit. Die Bahn ist wie ein Spiegel, und wenn ihr die entrindeten Stämme in der steilen Bahn zu Tale sausen lasst, schiessen sie daher wie die Pfeile ab dem Bogen. Wenn es heute einen erwischt, braucht er kein Nachtessen mehr, nur noch einen Sarg.»

Den ganzen Tag geht die Arbeit wie geölt. Aber gegen Abend pressiert es dann doch und man passt nicht mehr richtig auf. Jetzt lassen sie das letzte Holz los: *«Ho, hoouw – ho, hoouw!»*[6] Es schiesst daher wie ein Blitz, springt aus der Rinne, erwischt den Piat, *wörft-an in ds Ri*^{n}*s un hät a verchröast wia-n an Chäfer* – es wirft ihn in die Rinne und zerdrückt ihn wie einen Käfer –, dass die Knochen krachen. Sein Kamerad will ihm helfen, aber es geht alles so schnell! «O jee!», brüllt der Piat, «meine Beine! Nur nicht zum Krüppel werden, nur das nicht! Nehmt die Axt und schlagt mich tot! O Anni!» Dazu verwirft er die Arme *un lot der Chopf lampa* – und lässt den Kopf hängen.

Zu Hause ist das Anni eben beim Tränken der Geissen. Da schlägt es dreimal hintereinander den Fensterladen des Ziegenstalls so derb auf und wieder zu, *ass er in sini Brittli verschpigglat* – dass er in die Einzelbretter zersplittert. Das Anni geht hinaus und sieht nach, was da los ist. Alles aber ist wieder ruhig und still. – «Das ist der Piat!» Alles lässt es stehen, wie es ist, und rennt zur Rüfi hinauf. «Sind sie noch nicht zurück?», fragt es ausser Atem Piats Mutter. «Nein, aber es muss etwas geschehen sein: Kurz bevor du gekommen bist, *hät s drü Pütsch in d Wann toa*^{n}*, d Trüma hän kroasat* – da hat es dreimal in der Wand geputscht, dass die Balken krachten!» – Jetzt wusste das Anni genug. In grossen Sprüngen eilte es dem Berg zu. – Im Rüfiloch oben brachten sie ihn bereits auf dem Schlitten – bleich, ruhig und still!

«Wo ist die verfluchte Hexe, *wo mer ds Eabett sa tüfelloas ggschändt hät* – die mir das Ehebett so teuflisch geschändet hat?», ruft das Anni und nimmt den Kopf vom Piat in beide Hände, *dia will-i striggla-n un strääla, dia will-i zoofa, ass sie secher kai*^{n} *Zopfbändel mea bruucht* – die werde ich striegeln und kämmen, die werde ich stutzen, dass sie bestimmt keine Bänder mehr für ihre Zöpfe braucht!» *«Nid asoa»*, beschwichtigt Piats Vater, «du könntest dich versündigen. Da stecken keine Hexen dahinter – das ist Gottes Wille! – *Du muoscht di dri*^{n} *schigga!*

Nach Gabathuler 1938, S. 212ff.

• Das zerbrochene Stundenglas

Auf der evangelischen Kanzel zu Gretschins hatte unter andern auch Pfarrer Herkules Tschudi von 1629 bis 1671 gepredigt. Wie dann sein Nachfolger, Sohn Hans Rudolf, im Totenregister schrieb, trug sein Vater während der 42 Jahre jedes Mal, wenn er die Kanzel bestieg, die Sanduhr mit sich, die ihm zuletzt seine eigene Todesstunde kündete.

«In dem Mitwuchen auf den 25. Tag Wintermonats des Jahrs 1671, als er noch gesund predigete, fiel seine gewohnte Sanduhr, die er ordinari lange Jahr mit sich auf die Cantzel genommen, in selbiger Predigtstund, nachdem sie völlig durchgeloffen und er grad das Gleichnis daran eingeführt hatte, dass des Menschen Leben hinreise wie eine Sandstund, und zuletzt gar zerbräche, von selbsten aus ihrem Gestell über die Cantzel in die Stühl hinab, so dass das obere leere Gütterli in vil Stuck zerbrochen, das volle aber noch gantz und unversehrt geblieben. Solches erkennete er alsbald als eine göttliche Erinnerung, dass sein Lebenslauf werde vollendet sein.»

Am folgenden Sonntag, «*auch Montags auf Andreasen Feiertag predigte er noch mit gesundem Leib und lehrreychem Verstand*» und segnete am Dienstag noch sechs Ehen ein. Dabei wurde er auf der Kanzel am Ende der Predigt so stark vom Frost befallen, dass er vor Schwäche während des Gebets und der Einsegnung von seinen Söhnen gehalten werden musste. Er starb sechs Tage später an einer Lungenentzündung – am Stich.

Kuratli 1950, S. 41f. und S. 391.

6 *Ho, hoouw:* Warnruf beim Reisten, «Achtung! Es kommt wieder ein Baumstamm!»